

Ein Leitbild für die interkulturelle Reform katholisch-theologischer Ausbildung

von Felix Körner

Religiöse und kulturelle Pluralität ist als Umfeld und Herausforderung für theologische Studienentwürfe im Blick. Was ist in dieser Lage als Ausbildungsziel zu markieren? Das Schlagwort lautet: Dialogkompetenz. Was aber bedeutet diese Zielvorgabe für die Studiengestaltung? Hier sind drei Begriffe ins Spiel zu bringen, die zugleich Verfahrensbeschreibung und Lernziel sind: Pluralitätsfreude, Unterscheidungsvermögen und Begegnungserfahrung.

1 Pluralitätsfreude

a Gefragtheit. Wer eine westliche Gesellschaft wie die der Bundesrepublik heute unter der Rücksicht der Religionszugehörigkeit betrachtet, stellt fest: Sie zerfällt nicht in die Lager »Gläubige/Ungläubige«, sondern umfasst »Interessierte«, »Wanderer«, vor allem aber »Verschieden-gläubige«. Hier müssen katholische Theologen mehr können als die Existenz Gottes philosophisch verteidigen. Die Theologie der Religionen ist der Ort, wo die neue Ausgangslage bedacht wird, nämlich die Infragestellung des christlichen Glaubens von einem anderen Glaubensstandpunkt aus; infrage gestellt heißt auch: gefragt. Es zeigt sich ein neues Interesse.

b Themenerweiterung. Die Theologie der Religionen ist jedoch fatal verkürzt, wenn sie soteriologisch enggeführt wird; das heißt, wenn sie sich auf die Frage beschränkt: Können Nichtchristen das ewige Heil erlangen? Katholischerseits ist dies ohnehin mit *Lumen Gentium* geklärt: Sie können, wenn sie ihrem Gewissen folgen! Es gibt zahlreiche andere Forschungsbereiche der Glaubensreflexion, die beachtet werden müssen, angefangen vom Sinn des christlichen Zeugnisses für Andersgläubige bis zu dessen Neuerkundung und -formulierung angesichts dem Evangelium zuwiderlaufender Weltdeutungen. Im Gespräch mit dem Islam lohnen sich hier etwa neue Erforschungen der Begriffe »Einheit«, »Prophet«, »Rationalität« oder »Heilsgeschichte«. Mit dem Buddhismus etwa lässt sich schöpfungstheologisch neu fragen, was »Kausalität« ist.

c Religionsfreiheit. »Pluralitätsfreude« als theologisches Ausbildungsziel ist aber nicht nur die Wertschätzung neuer Fragen. Die Theologie muss auch ein Sensorium für Religionsfreiheit vermitteln: Wo wird sie eingeschränkt, und zwar bei der eigenen oder der anderen Religion? Es sind Begründungen zu entwickeln für die Förderungswürdigkeit institutionalisierter religiöser Vielfalt, Begründungen, die soziopolitisch überzeugen und die Kompatibilität von positiver Religionsfreiheit mit religiösen Reflexionstraditionen erweisen. Soziopolitisch ist etwa vorzubringen, dass eine Gesellschaft, die sich als religiös (oder anderweitig) einheitlich erklärt, immer irgendwelche Störenfriede benennen wird, die »anderen«, die die angebliche Einheit verhindern. Gesellschaften leben vielmehr aus der Bereitschaft, immer neu in der Verschiedenheit produktiv zusammenzukommen. Religiöse Begründungen für Religionsfreiheit könnten etwa so gelagert sein: Die Schrift ruft zur Bekehrung, eine solche ist nur in Freiheit möglich; die Schrift setzt also Religionsfreiheit voraus: eine von Muslimen für den Koran vorgetragene Argumentation!

d Kulturalität. Während der Seminar- ausbildung ebenso wie im hochtechnisierten Umfeld theologischen Wissenschaftsbetriebs kommen inzwischen andere Religionen leichter in den Blick als säkulare Ausdrucks- formen für existenzielle Erfahrungen. Was sich nicht der Formensprache einer religiösen Tradition bedient, scheint theologisch weniger interessant. Interreligiöser Dialog wird, so zeigt sich damit, gelegentlich missverstanden als Schulterchluss der Gläubigen gegen das Areligiöse. Gerade vom lernbereiten Interesse an der andersgläubigen Sicht kann man aber auch neu den Sinn entdecken, der im Dia- log mit nicht traditionell-religiösen Lebens- äußerungen liegt. Kunst und Religion, Orts- bräuche und Heilsbotschaft, »Szene« und Glaube können sich gegenseitig beleuchten.

2 Unterscheidungsvermögen

Hier ist ein Begriff einzuführen, der in der neutestamentlichen Spiritualität bereits eine ausdrückliche Rolle spielt und der durch Ignatius von Loyola eine fast methodische Anwendbarkeit erhielt: die Unterscheidung (διάκρισις). Die ignatianische Kunst der Unterscheidung hat im Interreligiösen eine besondere Rolle. Sie ist dreifach zu ver- deutlichen.

a Differenziertheit. Zu lernen ist ein sachliches, angst- wie naivitätsfreies Wahrnehmen und Darstellen der andern. Nichts ist ganz gut oder ganz schlecht. Zur Unterscheidungsfähigkeit gehört auch die ausführliche Informiertheit. Hier geht es etwa in deutschsprachigen Lebenswelten vor allem um den Islam. Eine Vertrautheit mit den andern muss so weit gehen, dass billig radikale oder billig harmonische Sichten (wie sie auch Muslime selbst oft vortragen) relativiert werden können. Muslime sind durch den Koran weder zum Töten von Ungläubigen in ihrer heutigen Umwelt verpflichtet; noch ist eine Einheitlichkeits- erklärung aller Religionen, wie sie der Koran nahelegt, religionstheologisch sinnvoll.

b Diskretion. »Unterscheidung« heißt auch, Entscheidungen geistlich zu treffen, nicht im opportunistisch-konjunkturellen Kalkül. Was etwa ist eine christus- gemäße Reaktion, was entspricht wirklich kirchlichem Handeln? Distanz zu schnellen Erfolg versprechenden Patentrezepten und zur Erstbegeisterung ist angezeigt.

c Differenz. Und mit theologischer Tiefe ist im Angesicht des andern auch das unterscheidend Christliche neu zu ent- decken und überzeugend zu formulieren. So sind etwa die Folgen des Geschichts- engagement Gottes in wenigen theolo- gischen Entwürfen ausführlich bedacht.

3 Begegnungserfahrung

Christliche Theologen fühlen sich an- gesichts des heftigen Tonfalls in isla- misch-christlichen Glaubensgesprächen mitunter beleidigt. Wer schon in seinem Studium mit der kopftuchtragenden Kommilitonin diskutieren und die Vor- lesung eines Imams erleben konnte, weiß: Das Evangelium bleibt ein Skandalon, Muslime werden es immer anzweifeln. Christliche Theologen haben heute die schöne Aufgabe, sich selbst und dann auch die nächste Generation darauf vorzubereiten, kenntnisreich und über- zeugend, aber auch gelassen das Leben in Christus zu bezeugen; und dabei geht es um Zeugnis »ablegen«, das heißt, das Evangelium in aller Freiheit darlegen, vor Menschen, die sich auf eine andere Welt- erfahrung beziehen oder sie anders deuten wollen. Gleichzeitig aber ist Begegnungs- erfahrung für die theologische Ausbildung heute bedeutsamer Leitbegriff in einem anderen Sinne: Während des Theologie- studiums muss den jungen Menschen auch geholfen werden, eine persönliche Beziehung zum Herrn zu finden, nicht in der Vorlesung, aber in ihren Aus- bildungszusammenhängen; nicht eine Gottesbeziehung in der fanatisierenden

Sicherheit, nun seinen Willen zu kennen, aber in Berührung mit seinem Geheimnis. Eine solche, geistliche Dimension ist deswegen hilfreich in der Dialogkompetenz, weil sie die Wortformeln, über die man debattieren kann, relativiert: Eine Erfahrung hat nicht nur eine einzige Ausdrucksweise, ja, sie kann sich darüber klar werden, dass ihr keine Ausdrucksweise voll gerecht wird.

Zur Zukunft der Mission im 21. Jahrhundert

von Albert-Peter Rethmann

Wenn man am Anfang des 21. Jahrhunderts über »Mission« spricht, muss man feststellen, dass es leichter auszumachen ist, was Mission *nicht* (mehr) ist, als das, was christliche Mission heute bedeutet. Sie ist keine Alternative zum Dialog der Religionen, keine Alternative zum interkulturellen Dialog, keine Alternative zum Respekt vor der Gewissensentscheidung jedes einzelnen und zur Religionsfreiheit, zur Freiheit also, sich zu einen religiösen Glauben zu bekennen oder nicht bzw. sich einer institutionalisierten Religion anzuschließen oder nicht.

Mission hat Zukunft und ist unverzichtbarer Teil des Selbstverständnisses von Christen und Kirchen, weil und wenn sie als Teilhabe an der *missio Dei* verstanden wird. Mit »*missio Dei*« ist (innertrinitarisch und heilsökonomisch) die Sendung des Geistes sowie die Sendung des Sohnes in der Inkarnation gemeint. Diese Rede ist der ursprüngliche Kontext der Rede von »Mission«. Wenn die *missio christiana* Teilhabe an der *missio Dei* ist, heißt das:

Erstes Ziel der Mission der Christen ist nicht die Rekrutierung von neuen Kirchenmitgliedern oder die Rückgewinnung »verlorener Schafe« (Mt 15,24), sondern Teilhabe an der Bewegung Gottes zu den Menschen, konkret zu jedem einzelnen Menschen in allen seinen Dimensionen als leibliche, geistige und geistliche Existenz.

Somit darf es dann auch kein Entweder-Oder geben von Leibsorge und Seelsorge, von Einsatz gegen Armut und für Gerechtigkeit einerseits und die Rede von Gott andererseits. Vielmehr geht es in der christlichen Mission um das Sowohl-Als-Auch von Entwicklungshilfe *und* Glaubensverkündigung, von Gesundheitsengagement, Bildungsengagement *und* expliziter Bezeugung des Christusereignisses. »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein« (Mt 4,4; Dtn 8,3) – aber er kann als Mensch auch nicht leben ohne das Brot für den Leib, ohne das Brot für den Geist (Bildung) und ohne das Brot für die Seele auf ihrer Suche nach Sinn und endgültiger Liebe, die selbst den Tod überwindet.

1 Neue Herausforderungen für eine missionarische Kirche im 21. Jahrhundert

1.1 Abschied von der Klerikalisierung

Die Teilhabe an der *Missio Dei* gilt für jeden Christen – Mann und Frau, Priester und Laie. Für das Ernstnehmen des Engagements aller Getauften und Gefirmten und den Abschied von einer klerikalen Einengung des Missionsverständnisses gibt es keine Alternative. Ein Zeugnis aus Indien von Jerry Rosario SJ auf dem Hintergrund der Pfingstbewegung außerhalb der traditionellen Großkirchen spricht eine deutliche Sprache: »Ein bestimmtes ›Wir-Gefühl‹ wird in pentekostalen Kongregationen auf Seiten des Volkes Gottes erfahren, ausgedrückt und zur Schau gestellt. Dies fordert den Klerikalismus der institutionalisierten Kirchen direkt heraus. Zwischen 29 % und